Florian Maier

Stimmen der Stadt



2025

Ich höre dich

1

Es war kurz vor Mitternacht, als die Tür des *Marufu Style* Ramen-Lokals ins Schloss fiel. Der Regen hatte nachgelassen, aber man hörte noch das leise Ticken der Tropfen, die vom Vordach auf den Boden fielen. Drinnen war es warm, dämpfend still – die Art von Stille, die erst entsteht, wenn der letzte Gast gegangen ist und selbst die Geräusche des Tages müde geworden sind.
Natsuki Shiraishi löschte das Licht über den einzelnen Tischen, damit nicht jemand noch auf die Idee kommen würde, jetzt noch hereinzukommen und etwas zu bestellen. Die junge Frau stand einen Moment hinter der Theke und sah ins Leere. Ihre Hände ruhten auf dem Holz, die Ärmel ihres Pullovers waren bis über die Ellbogen geschoben, und ein dünner Dampffilm klebte an den Fenstern, während sich gelegentlich einzelne Tropfen einen Weg nach unten bahnten. Im Licht der Thekenzeile wirkte das Ramen-Lokal kleiner als sonst, beinahe als würden die Wände näherkommen.
Natsuki tat einfach, was zu tun war – in einem Rhythmus, den sie nicht erfunden hatte, aber dem sie sich unterwarf, ohne zu klagen.
Die Stühle hochstellen. Die Resteschalen in die Spülwanne und zur Theke bringen. Essstäbchen nachfüllen. Mülleimer leeren und den großen Müllsack durch den Hinterausgang nach draußen hinter das Haus bringen. All diese kleinen Tätigkeiten hatten einen Rhythmus, den sie nicht erfunden hatte, aber dem sie sich unterwarf. Es war ein mechanisches Tun, das auf sie fast schon beruhigend wirkte.

Während sie den Boden fegte, kamen die Gedanken zurück. Nicht plötzlich, sondern wie ein dünner Faden, der sich langsam aus einem Knäuel löst.
Früher hatte sie gesungen, beinahe täglich. Abends, wenn sie mit dem Rücken an der Wohnzimmertür gelehnt hatte und jemand anderes in der Küche die Töpfe abspülte. Es gab eine Zeit, da hatte sie geglaubt, das Singen sei wie Atmen – etwas, das man einfach tut, ohne darüber nachzudenken. Aber das war lange her.
Damals war da eine Stimme neben ihrer, die ihres Bruders Kazuki. Seine Stimme war immer für sie da gewesen. Sie hörte sie manchmal noch – nicht laut, aber als Ahnung. So, als wäre etwas in den Wänden des Hauses gespeichert, das nur in der Stille wieder auftauchte.
Seit dem Unfall war es anders. Sie hörte ihn nicht mehr, und sie hatte beschlossen, das Singen sein zu lassen – nicht weil jemand gesagt hatte, sie solle aufhören. Sondern weil sich das Singen ohne ihn wie Verrat anfühlte – und weil sie fürchtete, dass ihre Stimme ihn mit der Zeit endgültig übertönen könnte.

Sie erinnerte sich bruchstückhaft an einzelne Bilder von damals. An die Gitarre auf seinem Bett. An den Zettel mit Akkorden, halb fertig. An den Tag, an dem er loswollte und fragte, ob sie mitkäme. Und sie hatte verneint. Nicht aus Trotz. Nur, weil sie müde war. Weil sie dachte, sie könnten morgen wieder sprechen. Aber es gab kein Morgen mehr für ihn. Und kein Lied, das je wieder gleich klang.
Alles, was jetzt noch da war, war ihre eigene Stimme. Und die klang ihr fremd.
Sie stellte den Besen zurück, nahm ein Tuch und wischte über die Theke. Dabei rutschte etwas zur Seite – ein gefaltetes Blatt, das halb unter dem Stäbchenhalter verborgen gelegen hatte.
Sie hielt inne. Zuerst dachte sie, es sei eine Quittung oder etwas, das ein Gast achtlos zurückgelassen hatte. Doch als sie es anhob, merkte sie, dass es schwerer war als gewöhnliches Papier. Es war sorgfältig gefaltet, in klaren Linien, fast wie ein Brief.
Sie wollte es beiseite legen – irgendwohin, wo der Müll später einsortiert wurde –, doch da fiel ihr Blick auf die Handschrift.
Schwarze Tinte, sauber geführt. Sie erkannte in der Handschrift einen Liedtext. Einfache Worte, keine Verzierungen. Und Noten dazu, von Hand mit Bleistift gezeichnet – präzise, aber nicht technisch. Fast, als hätte jemand sie nicht geschrieben, sondern lediglich aus dem Papier herausgehört.
Sie las aufmerksam die erste Zeile. Dann die zweite. Und sie fühlte, wie sich etwas in ihr regte – nicht laut, aber tief. In ihrem Kopf begannen sich die Noten zu einer Melodie zu formen, während sie weiter las.
Unten, unter dem letzten Takt, stand eine Zeile. Keine Unterschrift, kein Name. Nur ein Hinweis:
»*Es passt zu dir. Sing es. Gib ihm Leben.*«
Sie erinnerte sich plötzlich an den jungen Mann, der vorhin hier im Lokal gegessen hatte. Er hatte sie singen gehört, was ihr sehr peinlich gewesen war. Er war freundlich gewesen und hatte gesagt, dass ihr Gesang schön klang.
Sie stand noch lange so da. Das Blatt in der Hand, das Tuch auf der Theke, das Licht über ihr summend. Irgendwo draußen fuhr ein Auto durch die nasse Straße, und sie hörte das Spritzen Wassers, als die Reifen durch eine Pfütze fuhr. Drinnen war nichts zu hören – nicht einmal ihr Atem.
Schließlich beendete Natsuki ihre Arbeiten, nahm ihre Tasche und löschte das Licht, bevor sie zur Tür hinausging und abschloss, das Blatt mit dem Lied immer in der linken Hand haltend.

2

Tage waren vergangen. Der Himmel über dem Maeda Forest Park war an diesem Nachmittag offen und hell, aber die Bäume standen noch kahl. Ihre Äste reckten sich in den Frühlingshimmel wie vergessene Adern eines

Winters, der noch nicht ganz verschwunden war. Die Wege waren trocken, stellenweise weich vom Moos. Vögel ließen sich hören, aber nicht sehen – und die Luft trug diesen kühlen Unterton, der zwischen den Jahreszeiten liegt.
Natsuki war ohne Ziel losgegangen, aber ihre Füße hatten wie von selbst den Park gewählt. Nicht das zentrale Gelände mit den breiten Wiesen, sondern den schmalen Pfad hinauf zu der kleinen Lichtung oberhalb des westlichen Teichs – ein Ort, an dem selten jemand verweilte.
In der Tasche ihrer Jacke steckte das Blatt mit dem Lied. Seit sie es gefunden hatte, trug sie es mit sich. Nicht aus Absicht – eher so, wie man ein Foto in der Brieftasche behält, ohne es oft anzusehen, weil die Bedeutung mehr wiegt als der Inhalt.
Sie hatte das Lied nicht vergessen. Nicht eine einzige Zeile. Die Melodie hatte sich tief gesetzt, hatte Rhythmus und Gefühl angenommen, noch bevor sie es gemerkt hatte. Manchmal summte sie es innerlich, fast unbemerkt. Aber gesungen hatte sie es nie. Noch nicht.
Jetzt stand sie auf der Lichtung. Es ging kein Wind, und kein Mensch war zu sehen. In der Ferne war das sanfte Gluckern des Teichs zu hören, und gelegentlich das Geräusch von Vogelklauen, die über Zweige rutschten.
Sie holte das Papier aus der Tasche, entfaltete es langsam, so als müsste sie das Gewicht seiner Worte Stück für Stück wieder in die Gegenwart holen. Ihre Finger zitterten leicht – nicht vor Kälte, sondern vor dem Moment, der sich anbahnte.
Und dann, ohne es geplant zu haben, sang sie.
Leise, brüchig, vorsichtig. Keine Vorstellung, keine Darbietung – nur Klang. Der erste Ton kam wie ein Luftzug, kaum hörbar, aber echt. Der zweite folgte ihm, fester. Und mit jedem Ton wurde ihre Stimme klarer, nicht lauter, aber wahrhaftiger.
Es war kein makelloser Gesang. Aber es war der ihre.
Sie sang die erste Strophe, und die Worte gingen nicht durch sie hindurch – sie kamen aus ihr. In dem Moment war da kein Restaurant, kein Alltag, keine Schuld. Nur der Klang ihrer Stimme – und die Ahnung, dass sie gehört wurde. Nicht von irgendjemandem, der hier im Park war. Sondern von jemandem, der sie einmal jeden Tag gehört hatte.
Sie hielt inne, bevor die letzte Zeile kam. Und sie spürte es. Nicht als Gänsehaut. Nicht als Vision. Sondern als Gewissheit, die ihr Bruder ihr übermittelte:
Ich höre dich.
Natsuki senkte den Blick, als hätte sie sich verbeugt – nicht vor einem Publikum, sondern vor dem Moment selbst.

Und sie hörte ihn erneut.
Sing es. Gib ihm Leben.
Die Worte, geschrieben auf dem Liedblatt, aber gesprochen von ihrem geliebten Bruder. Sie schloss die Augen, während Tränen über ihre Wangen liefen.

Lange stand sie auf der Lichtung, bis die Tränen versiegt waren. Sie sah dankbar zum Himmel und atmete tief durch und begann erneut, das Lied zu singen, diesmal mit einer Stimme, die nichts mehr zurückhielt.

3

Natsuki stand eine Weile still zwischen den Bäumen, das Liedblatt in ihrer Hand, und lauschte auf die Stille. Nachdem sie sich etwas gesammelt hatte, begann sie erneut, das Lied zu singen, diesmal mit einer Stimme, die nichts mehr zurückhielt. Nachdem die letzten Töne zwischen den Blättern der Bäume verklungen waren, setzte sie sich auf einen niedrigen, bemoosten Stein am Rand der Lichtung. Ihr Blick wanderte über das Geäst, über die noch kahlen Zweige, die wie ausgedünnte Gedanken in den Himmel ragten.
Und da war er.
Der Junge saß etwas weiter entfernt, halb verdeckt von einem knorrigen Baumstamm. Vielleicht zwölf, vielleicht dreizehn Jahre alt. Ein Skizzenbuch auf den Knien, ein Bleistift in der Hand, der mehrmals anhob und wieder ansetzte. Er trug eine graue Kapuzenjacke, seine Schuhe waren voller Schlamm, und sein Rucksack lag achtlos im Gras. Er hatte sie bemerkt, das war klar. Während er zeichnete, sah er gelegentlich von seinem Skizzenbuch auf und musterte Natsuki neugierig.
Sie überlegte kurz, ob sie gehen sollte. Aber nachdem der Junge bemerkt hatte, dass sie ihn gesehen hatte, stand er auf, nahm in einer schnellen Bewegung den Rucksack vom Boden auf und schlenderte mit einem leicht unsicheren Gang zu ihr hinüber.
»War das von ihnen?«
Sie sah ihn an, überrascht von der Direktheit seiner Frage – und dem Ernst darin.
»Nein«, sagte sie ehrlich. »Aber ich glaube, es hat mich gefunden.«
Der Junge nickte, als hätte er das verstanden. Er sah verlegen auf sein Skizzenbuch und dann wieder zu ihr, trat näher und sagte leise:
»Ich hab sie schon mal gesehen. Hier, vor ein paar Wochen. Sie haben damals nicht gesungen. Aber jetzt... es war anders.«
Er schlug das Skizzenbuch auf, blätterte zur zuletzt gefüllten Seite und reichte ihr das Buch, ohne zu zögern. Auf der aufgeschlagenen Seite war eine Skizze – nicht fertig, aber eindrucksvoll. Es zeigte sie, wie sie zwischen den Bäumen auf der Lichtung stand, den Kopf leicht geneigt, das Liedblatt in der Hand.
»Ich glaube, man kann nicht nur sehen, sondern auch hören, was ich gezeichnet habe.«
Natsuki betrachtete die Zeichnung eine Weile mit stiller Ehrfurcht vor dem Können des Jungen. Sie war fasziniert von der Zurückhaltung, mit der er sie

dargestellt hatte – und davon, dass er dennoch genau eingefangen hatte, welche Gefühle in ihr vorgingen. Schließlich reichte sie ihm das Buch zurück. »Was wirst du nun mit der Zeichnung tun? Darf ich sie haben?«, fragte sie.
Der Junge sah eine Zeitlang auf die Zeichnung und dachte nach. Dann sagte er: »Es tut mir leid. Ich denke, jemand sollte es sehen, der es braucht.«
Wieder war Natsuki erstaunt über die Direktheit des Jungen. Was er gesagt hatte, war nicht überheblich, nicht über alle Maßen bedeutungsvoll – nur leise, mit einer Art von Entschlossenheit, die man nicht oft bei Kindern sieht.
Sie lächelte kaum merklich. »Dann solltest du es aufbewahren.«
Der Junge nickte, verstaute das Buch in seinem Rucksack, sagte höflich auf Wiedersehen und ging langsam den Pfad zwischen den Bäumen hinab.
Natsuki blieb noch eine Weile nahe der Lichtung sitzen. Etwas in ihr war still geworden – nicht leer, sondern wie ein Raum, der lange verschlossen war und nun zum ersten Mal wieder Licht sah.
Der Junge hatte nichts gefragt, nichts verlangt. Und doch hatte er etwas mitgenommen. Etwas, das sie lange nicht mehr geteilt hatte. Etwas, das weiterging.

4

Der Weg aus dem Park hinaus fühlte sich anders an als zuvor. Nicht, weil sich der Park verändert hatte – sondern weil in ihr etwas leiser geworden war. Natsuki ging langsam, das Liedblatt wieder gefaltet in ihrer Jackentasche. Es war seltsam – obwohl sie es nun gesungen hatte, obwohl es gehört worden war, fühlte es sich nicht verbraucht an, im Gegenteil. Es war, als sei es erst jetzt vollständig, als würde es sich wie die zarte Knospe einer Pflanze öffnen und die Blüte zeigen.
Als sie abends das *Marufu Style* erreichte, war die Straße vor dem Eingang leer. Der Himmel über den Dächern färbte sich bereits in zartes Abendblau, und in den Fenstern spiegelte sich das Licht der ersten Laternen. Sie schloss auf, trat ein und schaltete das Licht über der Theke ein. Der Raum begrüßte sie mit seiner vertrauten Mischung aus Holz, Essensgeruch und Erinnerung.
Bevor sie mit den Vorbereitungen für den nächsten Tag begann, ging sie zum Spiegel in der kleinen Personaltoilette hinter dem Lagerraum. Nicht um sich zu richten, nicht aus Eitelkeit. Sie sah sich einfach nur an. Sah hinter die bloße Reflexion ihres Gesichts. Zum ersten Mal seit langer Zeit erkannte sie sich wieder. Nicht ganz, zumindest noch nicht vollständig. Aber genug, um nicht mehr wegzusehen.

Und dann sagte sie, leise, mit einem Lächeln: »Ich habe dich gehört.« Es war das erste Mal seit langem, dass sie wieder mit ihm sprach – nicht aus Schmerz, sondern aus Nähe. Zum ersten Mal verband sie seine Erinnerung nicht nur mit Verlust, sondern mit etwas, das blieb: Wärme, Mut, und der Klang eines Lieds.

Sie hielt das Lächeln fest, verließ die Personaltoilette, drehte das Schild an der Eingangstür des Lokals auf »geöffnet« und machte sich daran, den Laden für den heutigen Abend vorzubereiten. Ihr Schritt war ruhig, und sie fühlte sich so entspannt wie seit Monaten nicht mehr. Und in ihrer Tasche lag noch immer das Lied – aber diesmal nicht als Erinnerung. Sondern als Beginn.